



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die soziale Frage

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die soziale Frage

5



Um uns die Einwirkung des Bevölkerungszuwachses auf alle Volksgenossen klar zu machen, müssen wir auf den Urzustand zurückgehen. Im Anfange der Besiedelung eines Landes bedeutet jedes Kind einen erfreulichen Kapitalzuwachs. Nichts braucht der Ansiedler notwendiger als recht viele kräftige Arme, die ihm helfen den Urwald roden, das Neuland umpflügen, den Acker bestellen, die Ernte einheimen. In diesem Anfange der Kultur giebt es keinen andern Vermögenszuwachs als durch körperliche Arbeit, und der mit zwölf Söhnen gesegnete Mann wird durch sie zwölfmal so reich als sein Nachbar, dem solches Glück ver sagt bleibt und der allein arbeiten muß. Mit jedem Sohne wächst dem Stammgute ein neues Gut zu. Das gilt sowohl von den geschichtlichen Anfängen der Kulturvölker wie von den Ackerbaukolonisten, die in unserm Jahrhundert in Nordamerika den Urwald gerodet haben; gegenwärtig befinden sich noch einige brasilianische Ansiedlungen auf dieser Stufe. Der Unterschied gegen die alte Zeit besteht darin, daß sich die im Nachfolgenden zu beschreibende Umwandlung schneller vollzieht.

Da bei vollständig eingerichteter Wirtschaft die Arbeit eines Mannes auf dem Acker und einer Frau im Stalle genügen, außer ihnen selbst noch ein, zwei andre Menschenpaare zu ernähren, so werden bei wachsender Familie Kräfte frei, die für häusliche Bequemlichkeit und für die Werkzeuge der Ackerbestellung sorgen können. Der Bauer braucht nicht mehr die Ackerarbeit zu unterbrechen, wenn ihm der Pflug zerbricht, und sich einige Stunden mit der Ausbesserung des Schadens aufzuhalten, seitdem ihm ein Sohn zu Hause, der sich ausschließlich auf Schmiede- und Stellmacherarbeit verlegt, mehrere Pflüge zur Verfügung stellt. So beginnt die Arbeitsteilung, und sie beschränkt sich sehr bald nicht mehr auf das Haus, sondern führt zur Scheidung in Ackerbau, Gewerbe und Handel, zur Ansammlung der gewerblichen und handeltreibenden Bevölkerung in Städten, zum Güterumtausch zwischen Stadt und Land.

Je mehr die Teilung und Vervollkommnung der verschiednen handwerksmäßig betriebnen Einrichtungen fortschreitet, je weniger Zeit demnach die Herstellung der Kleidungsstücke, Wohnungen, Werkzeuge und Gerätschaften bean-

spricht, desto mehr Kräfte werden für geistige Arbeit frei, die nicht allein das äußere Leben verschönert und durch Entfaltung des innern Lebens den Menschen erst völlig zum Menschen macht, sondern auch die Leistungsfähigkeit der Gewerbe, die Raschheit und Bequemlichkeit des Verkehrs steigert und für die Befriedigung jedes Bedürfnisses besondere Veranstaltungen hervorruft. Sollte ein Großhändler, meint Roscher, sämtliche Briefe, die er an einem einzigen Tage fortschickt, selbst an Ort und Stelle tragen, sein Leben würde dazu nicht hinreichen. Auf dieser dritten Stufe befindet sich das Volk am wohlsten, weil in ihm vielfache Bedürfnisse geweckt sind, die alle leicht befriedigt werden.

Aber kein Gut wird dem Sterblichen zu Teil, das er nicht mit einem entsprechenden Opfer bezahlen müßte. Die Zeit, wo das zwölfte Kind noch mit derselben ungemischten Freude begrüßt ward wie das zweite, und wo der Jüngling, sobald er mannbar geworden war, von seinen Eltern aufgefördert wurde, sich eine Gattin zu wählen, diese Zeit ist nun vorüber. Das Land ist aufgeteilt, die Städte sind gefüllt, die Beamtenklassen versorgt. Weit entfernt davon, jede neue Kraft mit Freuden zu begrüßen, wie damals, wo die Bürgerschaften und Zünfte um die Wette den umliegenden Gutsbesitzern ihre Hörigen abjagten, um sie zu freien, stolzen Bürgern zu machen, als die Schreibkunst eine seltene Kunst war, die der große Haufe ehrfurchtsvoll anstaunte und der Fürst mit Golde lohnte, sind nun alle Stellen besetzt, und jeder Stand ist bestrebt, sich gegen die übrigen abzusperrn, um die vorhandenen Stellen dem eignen Nachwuchs zu sichern. Und während in den Zeiten beginnender Kultur jeder willkommen und nicht allein des Lohnes, sondern auch des Dankes gewiß ist, der zugreift, wo es etwas zu thun giebt, muß nun der Arbeitslustige sich erst vergewissern, ob er nicht vielleicht durch einen Handgriff in die Rechte eines andern eingreift. Vor einiger Zeit wurde in meinem Wohnort ein Knabe, der einem Reisenden den Koffer vom Bahnhofe nachtrug, auf die Anzeige eines Dienstmannes hin verhaftet. Ein Offizier, der zufällig Zeuge des Vorfalls war, fühlte sich dadurch so erregt, daß er sich nicht enthalten konnte, mit der Polizei deshalb in Unterhandlungen zu treten. Ein Mann, der wegen eines ähnlichen „Vergehens“ zu einer Mark Strafe verurteilt wurde, rief aus: „Was in aller Welt soll ich nun thun? Arbeite ich nicht, so werde ich eingesperrt, und benutze ich eine mir dargebotene Arbeitsgelegenheit, so muß ich den Verdienst als Strafgeld herauszahlen!“ Die Sache beschäftigte mehrere Richterkollegien, und es wurde ein ganzer Berg Akten darüber zusammengeschrieben.

Auf dieser Stufe wird der Sohn nicht mehr freundlich eingeladen zu heiraten, sobald er zwanzig Jahre alt geworden ist, und schon das dritte, vierte Kind wird mit Sorgen begrüßt. Die heranwachsenden Söhne und Töchter bedeuten freilich auch wieder ein Kapital, aber diesmal nicht einwerbendes, sondern ein zehrendes. Die Eltern sind schon froh, wenn dieses

aufgewendete Kapital wenigstens den Kindern Zinsen bringt. Streng genommen kann auch in diesem Sinne von Zinsen nicht die Rede sein, denn von dem, was die kostspielig erzogenen Kinder später an Gehalt oder Geschäftsgewinn beziehen, müssen sie sich ja jeden Pfennig selbst verdienen.

Es folgt eine vierte Stufe, der Zustand zweifelloser Übervölkerung: wo schon die Kinder scheel blicken, wenn ihnen noch ein Geschwister geboren wird; wo jede Erbteilung einen Giftstrom von Haß und Zwietracht und Prozessen, nicht selten auch Verbrechen erzeugt; wo die greisen Eltern als Auszügler von ihren Kindern mißhandelt werden; wo täglich in Aborten, in Schränken, im Bettstroh, im Wasser Kinderleichen gefunden werden; wo die Mädchen massenhaft teils einem hysterischen Altjungferntum, teils der Prostitution verfallen, die jungen Männer aber teils infolge mangelnder, teils durch ungehörige Befriedigung des Geschlechtstriebes ihren Lebensmut und ihre Frische einbüßen. Die Religion kann diesen Zustand je nach der Geschicklichkeit ihrer Diener und der Gemütsanlage des Volkes entweder durch Trost und Stärkung der sittlichen Kraft erträglicher machen oder durch Gewissensqualen verschärfen; die Staatsgewalt kann, unterstützt durch die Umgangsformen und die äußerliche Selbstbeherrschung einer höhern Zivilisation, seine widerlichen Erscheinungen aus der Öffentlichkeit zurückdrängen und den Augen Fernstehender entziehen; zweckmäßige Erziehung und stramme Beschäftigung können, unterstützt durch allerlei Einrichtungen des Staates, den Ausbruch der zuletzt erwähnten Übel bei den jungen Leuten um einige Jahre verschieben, aber ihn ändern oder beseitigen, das können diese sittlichen Mächte nicht, das dürfen sie auch gar nicht können, weil, wenn die Kraft heroischer Verzichtleistung auf Besitz und Lebensgenuß Gemeingut aller Menschen würde, ein früher und kinderloser Tod aller Erwachsenen der ganzen Menschheit und damit allerdings auch allem sozialen und sonstigen Elend ein Ende machen würde.

Wir überlassen es dem Leser, nach seiner persönlichen Erfahrung und mit dem jedermann zugänglichen Zahlen- und Thatfachenmaterial zu entscheiden, auf welchen der geschilderten Stufen die einzelnen Länder Europas gegenwärtig stehen oder welchen sie sich nähern, und bemerken nur, daß es auch noch eine fünfte giebt, auf der sich die bevölkertsten Provinzen Chinas schon seit langer Zeit befinden, jene Stufe, wo sich keine seelische Empfindung, keine Gewissensregung mehr gegen unwürdige Lagen, lasterhafte Gewohnheiten und verbrecherische Thaten auflehnt; wo im hündischen Balgen um ekle Nahrung, die man auch aus dem Schmutz der Gasse herauszuklauben sich nicht scheut, alles Ehrgefühl verloren gegangen ist, wo Kindermord, Kinderaussetzung und lasterhafte Gewohnheiten Volksfite geworden sind, und wo das Leben keinen Wert mehr hat.

Je nach der größern oder geringern Fruchtbarkeit eines Landes tritt die Übervölkerung später oder früher ein. Da bei uns in Deutschland ein regel-

mäßiger Zuschuß ausländischen Brotgetreides von der Zeit ab notwendig geworden ist, wo die industrielle Bevölkerung zu überwiegen anfing, so dürfen wir annehmen, daß der deutsche Landmann durchschnittlich sich und einen Städter zu ernähren vermag, daß demnach fünfzig Prozent landwirtschaftliche und fünfzig Prozent industrielle Bevölkerung das richtige Verhältnis bilden. Wird das Gleichgewicht nach der einen Seite hin gestört, so leidet die Kultur, wird es nach der andern Seite hin verschoben, so ist die natürliche Grundlage eines gesunden Volkslebens bedroht. Daß intensive Wirtschaft den Ertrag erhöht, ist wohl richtig, aber einmal wird diese Erhöhung fast aufgewogen durch den Verlust an Fruchtacker bei steter Vermehrung und Vergrößerung der Straßen, Bahnen, Fabriken und Gruben. Sodann hat die Vermehrung des Ertrages durch künstliche Düngung u. dergl. ihre Grenzen; geht man mit diesen Mitteln über ein gewisses Maß hinaus, so ist das zuviel aufgewendete nicht bloß verloren, sondern schadet dem Acker. Gar kein Vorteil ist es, daß man überall mit Pflug und Spaten bis an die Flußufer vorrückt, da ja jährliche Überschwemmungen etwa die Hälfte des Ertrages wegnehmen. Ließe man die Uferflächen wieder, wie früher, als Viehweide liegen, so wäre der Ertrag sicherer.

Es ist ein weises und inhaltreiches Wort, das der Negerhäuptling Mandara in seiner merkwürdigen Unterredung mit dem Abgesandten unsers Kaisers, dem Afrikareisenden Otto Ehlers, so nebenbei fallen ließ. Er berichtete über die Reiseindrücke, die seine Leute aus Deutschland mitgebracht hätten, und sagte u. a.: „Die Menschen laufen bei euch in großen Scharen herum, und man sieht nicht, wovon sie leben, denn alles ist Stein.“ Gewiß ist es ein wunderbarer Triumph der Kultur, daß anderthalb, daß zwei, daß vier Millionen Menschen auf und zwischen Steinen leben können, Menschen, die niemals weder säen noch ernten, wie es denn schon ein Triumph der Kultur war, als zum erstenmale ein Volk den nordischen Winter ohne Hungersnot zu überstehen vermochte in einer Gegend, die weder Wild noch Fische in hinreichender Menge zur Nahrung darbot. Allein die Macht der Industrie, die jenes Wunder wirkt, hat doch auch wie alles Irdische ihre Grenzen. Gesund ist der Austausch industrieller Erzeugnisse gegen Naturprodukte fremder Länder nur so lange, als er uns diejenigen Erzeugnisse anderer Zonen verschafft, die daheim nicht gedeihen, bei den notwendigen Nahrungsmitteln aber sich auf den Ausgleich ungleicher Ernten, Verbesserung der heimischen Fruchtarten und Viehrassen u. dergl. beschränkt. Sobald ein Volk mit seiner Ernährung teilweise auf das Ausland angewiesen ist, führt es kein natürliches Dasein mehr, sondern nur noch ein künstliches. Im Kriege befindet es sich in der Lage einer ungenügend verproviantirten Festung, und im Frieden erfordert die Erzeugung der zum Ankauf der Lebensmittel notwendigen Industriewaren übermäßige und darum nicht mehr heilsame Anstrengungen. Man pflegt solche Erwägungen mit

dem Hinweis auf England abzufertigen. Aber die englischen Politiker haben erst vorm Jahre gar bänglich erwogen, was wohl aus London werden würde, wenn es einer feindlichen Flotte gelänge, die Themse zu sperren. Auch zehrt England jetzt von dem früher erworbenen Kapital; nie wird die Zeit wiederkehren, wo England und Holland ungestört ihre indischen Reiche gründen konnten, während die übrigen Staaten Europas ihre Kraft in dynastischen und Religionskriegen erschöpften, und wo England, in der Benutzung der Dampfmaschine allen Ländern voraus, sich diese durch mehrere Jahrzehnte hindurch tributpflichtig machte. Heute findet sich kein Land mehr in Europa, das wir ausbeuten könnten, wie die Engländer uns ausgebeutet haben. England, Frankreich, Österreich, Belgien sind ebenbürtige Konkurrenten, die übrigen Staaten eifern nach, und bei den Völkern Asiens und Afrikas, die wir mit den Gaben unsrer Industrie zu beglücken anfangen, dürfen wir auf Jahrhunderte langen gleichmäßigen Absatz nicht rechnen. Denn die asiatischen Völker besitzen so viel technische Bildung, daß sie unsre Erzeugnisse nachmachen können und, nachdem sie uns die Kunstgriffe abgesehen haben, sich rasch von uns befreien werden. Die Völker Afrikas aber sind größtenteils bildungsfähig und werden ebenfalls selbst anfertigen lernen, was sie brauchen; viele unsrer Produkte aber können sie ihres Klimas wegen teils gar nicht, teils nur in geringer Menge brauchen; durch ein Übermaß von Kleidungsstücken und Branntwein würden wir unsre schwarzen Kunden binnen kurzer Zeit umbringen. Endlich aber ist auch das Vorbild Englands gar nicht verlockend. Der Reichtum der reichen Engländer ist, wie Lujo Brentano in seiner Geschichte der Gewerksvereine hervorhebt, mit einem entsetzlichen Volkseleid erkaufte worden. Die Dampfmaschine für sich allein genügte noch nicht, die industrielle „Blüte“ des Landes zu erzeugen; es mußte das Unterbieten der Konkurrenten hinzukommen, und das war nur möglich durch billige „Hände.“ Der Zustand dieser „Hände,“ die man mit Recht so nannte, weil man die leidige Thatsache, daß an der arbeitenden Hand auch ein Magen, ein Kopf und sogar eine fühlende Seele hängt, grundsätzlich ignorirte, wurde allmählich derart, daß schon seine bloße Beschreibung Erbrechen erregt. Jahrzehnte hindurch wurde jeder Versuch, auf dem Wege der Gesetzgebung etwas zum Schutze der Unglücklichen zu thun, durch die kaltblütige Erklärung der Unternehmer niedergeschlagen, sie würden ihre Fabriken ins Ausland verlegen, wenn man ihnen die „Hände“ verteuere.

Das Malthusische Gesetz ist, wenn auch nicht wörtlich, so doch in dem Sinne als richtig anzuerkennen, daß die Menschen sich rascher zu vermehren pflegen als die Unterhaltsmittel. Wir halten mit Moscher diese Einrichtung unsrer irdischen Welt für heilsam und notwendig, weil sie zu Anstrengungen spornt, den Kulturfortschritt fördert, und weil ohne sie das göttliche Gebot: „Erfüllet die Erde!“ unerfüllt bleiben würde. Denn wer daheim seinen bequemen Unterhalt findet, der entschließt sich nicht leicht zur Auswanderung in

unbekannte unwirtliche Fernen, und namentlich unsre nördlichen Gegenden, die Pflegstätten des höchsten Geisteslebens, würden immer unbewohnt geblieben sein. Eben darum aber, weil das Gesetz richtig ist, muß man auch seinen Sinn beachten, und sobald der Bevölkerungszuwachs, den Gleichgewichtspunkt überschreitend, schädlich zu wirken beginnt, die Pflicht der Erweiterung des Wohnraums ins Auge fassen. Die Kolonialpolitik ist demnach einfach Erfüllung einer nationalen Pflicht und einer Pflicht der Menschlichkeit.

Bei der Stellung unsrer frühern Opposition zur Kolonialfrage muß man unterscheiden zwischen der grundsätzlichen Auffassung und der Kritik dessen, was in der Sache bereits geschehen ist. In der Beurteilung dessen, was die verschiedenen Kolonialgesellschaften und die Reichsbehörden gethan und unterlassen haben, kann man verschiedner Meinung sein, aber die grundsätzliche Gegnerschaft ist unverzeihlich. Beim Zentrum ist sie nicht schroff hervorgetreten; so weit sie vorhanden war, entsprang sie wohl nur der Abneigung gegen alles, was möglicherweise zur Stärkung der Regierung beitragen könnte, bei einigen frommen Schwärmern vielleicht auch einem gewissen Konkurrenzneide, indem sie allen sozialen Schäden mit den Hilfsmitteln der katholischen Kirche abzuhelfen gedenken, uneingedenk der Thatfache, daß diese Kirche, wenn sie die Macht und den Willen besäße, zu helfen, zur Zeit ihrer Alleinherrschaft die sozialen Übel gar nicht erst hätte aufkommen lassen. Die Sozialdemokraten und die Freisinnigen haben das gemeinsam, daß sie samt ihren Theorien auf dem städtischen Pflaster aufgewachsen sind, und daß sie an die physische, sittliche und ästhetische Bedeutung und Notwendigkeit von Grund und Boden gar nicht zu denken pflegen. Außerdem ist jede dieser Parteien in eine Schrulle verrannt. Die Sozialdemokraten bilden sich ein, daß alles Unglück nur von der falschen Verteilung der Güter herkomme; ob aber die Güter bei anderweitiger Verteilung zureichen würden und wo die fehlenden hergenommen werden sollen, danach fragen sie nicht. Die Freisinnigen aber können sich über die vor mehr als hundert Jahren von Adam Smith entdeckte Wunderkraft der Arbeitsteilung immer noch nicht beruhigen. Sie geraten in Entzücken bei dem Gedanken, daß mit Hilfe der Maschine an einem Tage hundert- oder tausendmal so viel Strümpfe gewirkt werden können, als vor hundert Jahren, und über diesem Entzücken vergessen sie nachzusehen, ob für die mehr fabrizirten hundert Millionen Paar Strümpfe auch Beine vorhanden sind, ob die Menschen, die diese Strümpfe wirken, satt zu essen haben, und ob nicht vielleicht denselben Menschen, die viele Millionen höchst überflüssiger Strümpfe wirken, das Geld fehlt, die Strümpfe zu kaufen, die sie selbst brauchen. Diese Herren predigen unablässig, daß es gleichgiltig sei, ob wir unsre Waren selbst produziren oder aus dem Auslande beziehen, vorausgesetzt nur, daß wir jede dort kaufen, wo sie am billigsten ist. Dabei ist ihnen eine Ware so viel wert wie die andre: ob wir Hemdknöpfchen, Strümpfe, Roggen, Lokomotiven, Streichhölzchen oder Pferde

produzieren, ist ihnen ganz gleichgiltig. Und wenn bei der internationalen Arbeitsteilung unserm Volke die Aufgabe zufiele, die Menschheit mit Strümpfen zu versorgen und ganz Deutschland eine ungeheure Strumpffabrik würde, die ihr Brotkorn aus Amerika bezüge, so würden sie dabei nichts zu beklagen finden. Daß die Landwirtschaft, die Eisen- und Holzverarbeitung nicht bloß ihrer Produkte wegen nötig sind, sondern auch der gesunden starken Menschen wegen, die bei diesen Beschäftigungen gedeihen, kommt ihnen nicht in den Sinn. Derselben Gedankenlosigkeit entspringt der Rat, den sie den Landwirten erteilen, die unrentable Körnerproduktion aufzugeben und sich auf die lohnendere Fleischproduktion zu verlegen. Daß bei solcher Umwandlung je hundert gebildete Bauern- oder Pächterfamilien zehn rohen Cowboys Platz machen müßten, überlegen sie nicht; wie in England und Schottland die Menschen von den Schafen gefressen worden sind, scheinen sie nicht gelesen zu haben. Es giebt auch Fabrikanten — nach ihrer Parteizugehörigkeit wollen wir nicht forschen —, die ein persönliches Interesse daran haben, einen Notstand aufrecht zu erhalten, dem durch erfolgreiche Kolonisation gesteuert werden könnte. Manche Exportindustrien beruhen nämlich auf Hungerlöhnen, und um Hungerlohn arbeitet niemand, so lange hinreichend Brot im Lande ist. Man weiß ja, daß gewisse Exportfirmen Berlins ihre Arbeiterinnen ganz unverblümt auf den bekannnten traurigen Nebenverdienst anweisen.

Also den Blick nach außen zu richten, ist Pflicht. Wie zu verfahren sei, welche Aufgabe dabei den Privatunternehmern, welche dem Staate zufalle, untersuchen wir nicht; was wir von Ostafrika zu erwarten berechtigt sind, das wissen wir nicht; und ob nicht das herrliche und geräumige Südbrasilien größerer Aufmerksamkeit wert wäre als bisher, das zu erwägen überlassen wir den Landeskundigen. Freilich könnten Kolonisationsversuche in Amerika, die über den Rahmen vereinzelter Privatunternehmungen hinausgingen, ein Quell schwieriger politischer Verwicklungen werden. Allein — wofür haben wir denn Diplomaten?

Man gestatte uns einen Zukunftstraum. Die alten Kulturvölker führten Kriege zur Gründung von Weltmonarchien, die alten Germanen zur Eroberung von Wohnstätten für ihren überquellenden Nachwuchs, im Mittelalter wechselten die Fehden der kleinen Grundherren und der Städte mit Kämpfen für ideale Zwecke: Weltherrschaft des Kaisers und des Papstes, Eroberung des heiligen Landes, Ausrottung der Ungläubigen und der Ketzer. Dann folgten die dynastischen und die Konfessionskriege, dann die Napoleonischen und die Befreiungskriege, endlich neben Kriegen für die Neubegründung der Napoleonischen Dynastie und um die Herrschaft in Asien die Kämpfe der staatlich noch unfertigen Nationen für ihre Selbständigkeit. Dabei ist man allmählich fast überall zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht gelangt und zu einer solchen Vervollkommnung der Mordwerkzeuge, daß in einem Kriege zwischen zwei

Großstaaten, der durch die Bündnispolitik mindestens noch drei andre und vielleicht ganz Europa ergreifen würde, die gesamte waffenfähige Mannschaft, die geistige und körperliche Blüte der Kulturvölker, mithin die Kultur selbst zu Grunde gehen könnte. Bei solchem Einsatz kann um kleine Interessen überhaupt kein Krieg mehr geführt werden. Wenn eine der europäischen Regierungen die ungeheure Verantwortung für einen solchen Krieg auf sich nehmen sollte, so müßte sich ihre Nation in einer verzweifeltsten Lage befinden, aus der es keine Rettung mehr gäbe, als einen — Vertilgungskrieg. Diese Lage könnte herbeigeführt werden durch steigende Übervölkerung. Aber die Regierung des Landes, das zuerst in diese traurige Lage käme, würde überlegen, daß die Anwendung dieses äußersten Mittels nicht bloß ein ungeheures Wagnis und ein ungeheurer Frevel, sondern auch so lange eine große Thorheit wäre, als noch auf Jahrhunderte hinaus anbaufähiges und unbefetztes Land vorhanden ist. Diese Regierung würde die andern Regierungen zu gemeinsamen Schritten einladen zur friedlichen Teilung der noch unbenutzten Flächen in jenen südamerikanischen Staaten, die kaum in höherm Grade den Namen von Staaten verdienen, als die Sultanate von Witu und Sanfibar. Welche Aufgabe für die Diplomatie! Für uns Deutsche giebt es noch eine näher liegende. Eine sehr ruffenfreundliche deutsche Zeitung warf einmal gelegentlich die Bemerkung hin, daß es nicht zwei Länder in Europa giebt, die so auf einander angewiesen wären, wie Deutschland und Rußland. Sehr richtig! Rußland hat gerade das in Fülle, was uns fehlt: fruchtbaren Boden und billige Arbeitskräfte, und wir besitzen überschüssige Intelligenz und manche andre schätzbare Dinge, die den Russen fehlen. Welches Glück wäre es für beide Völker, wenn jener friedliche Austausch der beiderseitigen Güter wieder hergestellt würde, der bis vor wenigen Jahren zum Heile beider so schön im Gange war! Wie würde unsre Industrie aufatmen, wenn die Grenzsperrre fielen, und wie einfach würde sich der Streit zwischen russischem und deutschem Roggen schlichten, wenn die überzähligen Gutsbesitzersöhne hinübergängen, um dort ohne große Belastung des väterlichen Gutes um billiges Geld Acker zu kaufen oder zu pachten und den russischen Roggen an Ort und Stelle zu verzehren! (Die Ansiedlungsgüter in Posen und Westpreußen sind für den ersten der beiden angedeuteten Zwecke zu teuer und erfüllen den zweiten gar nicht.)

Da wir mit unserm Traume in den Osten geraten sind, so wollen wir doch noch der Einwendung vorbeugen, unsre Erörterungen und Phantasien seien höchst überflüssig und geradezu gegenstandslos, da ja die fortschreitende Entvölkerung der östlichen Provinzen des preussischen Staates beweise, daß uns nicht Übervölkerung, sondern vielmehr das Gegenteil bedrohe. Nimmt doch die Einwohnerzahl der Provinz Pommern von Jahr zu Jahr ab. Nun, diese Entvölkerung des Ostens ist weiter nichts als die Wirkung der bejammerten Übervölkerung. Auf besserem Boden können von vornherein mehr Menschen

leben als auf schlechtem. Außerdem bietet er die Möglichkeit vielfacherer Verwertung durch Züchtung feiner Handelsgewächse dar, sodaß selbst ohne die hinzukommende Industrie viele Menschen dort ihr Fortkommen finden, die ihr Getreide nicht selbst bauen, sondern es von außen beziehen. Der Weinbauer würde auf Ackerbau und Viehzucht ganz verzichten, wenn er nicht Dünger brauchte. Je dichter nun die Bevölkerung des Landes wird, desto stärker machen sich die Vorteile des guten und die Nachteile des schlechten Bodens bemerklich. Auf dem schlechten wird der Druck der Not in Folge der Verkleinerung der Portionen zuerst empfunden. Hier zuerst tritt die Verschuldung der Gutsbesitzer ein. Sie können nicht so hohe Löhne zahlen, wie ihre Konkurrenten in den bessern Gegenden, das entzieht ihnen die Arbeiter. In Sachsen legt der Schnitter mit jedem Sensenschnitt vielleicht viermal soviel an Stroh und Körnern in die Schwaden, wie auf oberschlesischem oder märkischem Sandboden. Zahlt ihm der sächsische Gutsbesitzer doppelt soviel Lohn wie der oberschlesische oder märkische, so hat er den Mann immer noch doppelt so billig wie jene beiden. Und wie es in solchen Lagen zu gehen pflegt, ein Unglück gebiert das andre. Weil der Gutsbesitzer im Osten schlechten Lohn zahlt, verliert er seine Leute, und um sie zu fesseln, muß er höhere Löhne zahlen, als seine Verhältnisse gestatten. Seinen Boden so gut zu machen wie den mittel- und westdeutschen, ist nicht möglich, und ihn nur in dem bisherigen Stande zu erhalten, sehr kostspielig. Denn dieser Boden bekommt ja das nicht wieder, was er getragen hat; es muß durch künstlichen Dünger ersetzt werden. In den Städten häuft sich der Dünger an, sie wissen nicht, wohin damit. Der natürliche Kreislauf, durch den der Boden in Stande erhalten wird, ist gestört. Wenn es nicht gelingt, die Düngstoffe regelmäßig wieder ihrem Ursprungsorte zuzuführen, sagt ein älterer Volkswirtschaftslehrer, so muß sich dereinst die Pest aus unsern Flüssen und der Hunger aus unsern Furchen erheben. Nebenbei gesagt, nichts thörichter als die Gegnerschaft der liberalen Großstädter und der konservativen Großgrundbesitzer; jene müßten ohne diese verhungern, da die Kleinbauern gar kein Getreide verkaufen und die größern höchstens die Kleinstädte versorgen, die Großgrundbesitzer aber müßten ohne jene ihren Roggen und Weizen verfaulen lassen. Großstädte und Latifundien bedingen sich gegenseitig; je mehr die einen wachsen, desto nötiger werden die andern. Endlich kommt hinzu, daß die geographische Lage und Gestalt des Landes im Westen die Industrie und damit den Menschenzusammenfluß begünstigt, im Osten beides hemmt. Das östlich gelegene Berlin freilich hat den toten Punkt überwunden, seitdem es, durch politische Verhältnisse begünstigt, Millionenstadt geworden ist, und wächst nun rapid weiter. Je größer das Gedränge, desto zahlreicher und mannichtiger die Gelegenheiten zum Erwerb, freilich auch desto größer die Gefahr, erdrückt zu werden oder über Bord zu fallen. Wo vier Millionen Menschen sitzen, sagt sich der Engländer, wenn er aus der Provinz nach London zieht,

da findet man eher sein Brot als in der Einöde. Wohl; aber das Brot ist auch meistens darnach! Wie weit haben wir uns doch entfernt von jenem Zustande unsrer Vorfahren, wo die geschlossene Markgenossenschaft nichts von dem, was ihre Feldmark erzeugte, über deren Grenzen hinausließ, damit keinem der Genossen seine Nahrung entzogen oder geschmälert würde, und wo der Staatsbeamte das Ackerstück kannte, auf dem sein Brot wuchs, und den Weinstock, der ihm seinen täglichen Tischtrunk spendete! Er konnte nicht aufrecht erhalten werden, dieser natürliche Zustand; in solcher Gebundenheit an den Boden hätte sich unsre höhere Kultur nicht entfalten können. Nur muß man sich nicht einbilden, daß die Menschheit jemals von ihrem Mutterboden abgelöst werden könne, und daß Daseinsunsicherheit der Mehrzahl ein Idealzustand sei.

Etwas mehr Berechtigung hätte der Einwand, daß doch auch bei uns noch nicht alles Land urbar gemacht und das urbar gemachte noch nicht im höchsten Grade ausgenützt sei. Und in der That, wenn es sich bloß um die leibliche Ernährung handelte, die könnte vielleicht selbst für hundert Millionen Bewohner noch ohne Beihilfe des Auslandes bestritten werden. Noch sind nicht alle Moore trocken gelegt, nicht alle Berge bis auf den Gipfel gepflügt; noch gestatten wir uns hie und da die Raumverschwendung natürlich geschlängelter Flußläufe mit regellos verstreutem Ufergebüsch, in dem gefiederte und ungefederte Paare Versteckens spielen können; noch sieht man weidende Kühe und spielende Kinder das kostbare Gras zertreten; noch dulden wir den Luxus beblümter Wiesen, während steife Futtergräser zwar keine bunten Blüten tragen, dafür aber, wie die Ackerbauchemie lehrt, mehr Nährstoff enthalten; noch giebt es Wälder bei uns, und noch lassen wir mit unverzeihlichem Leichtsinne so manchen Spaziergänger ungestraft, der ein Waldblümchen pflückt, und manches arme alte Weib und manches Kind, die Pilze und Beeren herausholen und so die ökonomisch allein zulässige „bestmögliche“ Verwertung der Waldprodukte beeinträchtigen. Ja wir haben noch nicht einmal den Hirsch, das Reh und den Hasen ganz ausgerottet, die des Bauern Saat abfressen, da wir doch den Abgang des Wildfleisches sehr gut durch die dem Chinesen so teuern Rattenbraten und Angezieferragouts ersetzen könnten; wir nützen das Land noch nicht gartenmäßig aus, wir sind, kurz gesagt, immer noch heillose Verschwender. Allein es ist nicht gut bestellt um einen Haushalt, der seine letzten Reserven angegriffen hat, und dann — der Leser verzeihe, daß wir auf diesen wichtigen Punkt nochmals zurückkommen — wir können die Natur nicht entbehren. Wer sich niemals auf freier Bergeshöhe oder im weiten Brachfelde ergehen und tummeln, das Treiben der Tiere und den Gesang der Vögel im Walde belauschen, die ungestörte Ruhe der Waldeinsamkeit genießen, dem Spiel der Wellen zusehen und es mitspielen darf, der ist kein ganzer Mensch mehr, und mit dem letzten Reste der Jagd würde der letzte Zug des ursprünglichen deutschen Volkscharakters verschwinden.

Weit begründeter würde der Einwand sein, daß Frankreich entschieden nicht überbevölkert, Nordamerika sogar außerordentlich dünn bevölkert sei, und daß trotzdem in beiden Ländern jene Übel, die wir aus der Überbevölkerung ableiteten, in den widerlichsten Formen hervortreten. Diese merkwürdige Erscheinung läßt auf einen Fehler in der Güterverteilung schließen, und verpflichtet uns daher zu einer kurzen Prüfung des Sozialismus.*)

6

Nach vorgezeichnetem Plane eine neue Gesellschaftsordnung herbeiführen wollen, und die bestehende für ewig und unabänderlich, für sakrosankt und unantastbar erklären, diese beiden Thorheiten, die sozialdemokratische und die kapitalistische, sind eine der andern wert. Niemand kann die Zukunft voraus wissen, damit ist die theoretische Sozialdemokratie gerichtet; aber dieses eine wissen wir, daß die Zukunft eines lebendigen Geschlechts anders sein muß als seine Gegenwart, darum konnte dem Großkapital sein Unterfangen, jeden Versuch einer Neuordnung zu hintertreiben, nicht gelingen. Wenn noch der bestehende Zustand so himmlisch schön wäre, daß wir heutigen Fauste unsern vorwärtstreibenden Mephistopheles entlassen und zum Augenblick sagen könnten: Verweile! Aber wie ist er denn?

Was bedeutet denn die Überproduktion, vor der wir uns in den wenigen Augenblicken, wo wir einmal nicht daran leiden, zu Tode fürchten? Sie be-

*) Da unsre Darstellung hypothetisch ist, d. h. da wir nur untersuchen, wie ein gewisser Grad der Volksdichtigkeit wirkt, ohne zu fragen, ob dieser Grad bei uns eingetreten sei, so sind wir auch nicht verpflichtet, uns mit dem vielbesprochenen Vortrage des Professor Bach über das Wachstum des Wohlstandes unsrer industriellen Bevölkerung auseinanderzusetzen. Doch geben wir folgendes zu erwägen, wobei wir voraussetzen, daß Bach den Fleischverbrauch, der nicht so leicht zu ermitteln ist wie die Sparkasseneinlagen, richtig berechnet hat. 1. Was für das reiche Sachsen gilt, gilt noch nicht für das ganze Reich. 2. Vermehrter Fleischverbrauch bedeutet an sich noch nicht bessere Ernährung; man müßte wissen, ob nicht gleichzeitig der Verbrauch von Milch und Hülsenfrüchten abgenommen hat, die ausgiebiger sind, als das bißchen Sehnenzeug, das der Arme unter dem Namen Rindfleisch kauft. 3. Man müßte wissen, ob nicht gar mancher von denen, deren ganzes Vermögen jetzt in 500 Mark Sparkassengeld besteht, einen Vater hatte, dessen Anwesen 5000 Thaler wert war. Fürst Bismarck hat in einer Reichstagsrede die steigende Auswanderung für ein Zeichen wachsenden Wohlstandes erklärt, da ja zum Auswandern Geld gehöre; neuerdings soll er diese Ansicht wieder in der Unterredung mit einem Zeitungskorrespondenten ausgesprochen haben. Vielmehr dürfte die Auswanderung beweisen, daß Leute, die noch etwas besitzen, es für geraten halten, sich fort zu machen, wie ja auch bei einem Schiffbruche die Rüstigsten, also die am wenigsten Gefährdeten, sich zuerst retten. Der württembergische Bauer, dessen 10000-Thaler-Gut mit 9000 Thalern verschuldet ist, rackert sich nur noch für seine Gläubiger ab. Verkauft er es und bekommt er drüben (oder bekam er bis vor kurzem) für die ihm verbleibenden 1000 Thaler ein gleich großes oder größeres Gut, so muß er sich zwar auch wieder abrackern, und zwar die ersten zehn bis zwanzig Jahre mehr als daheim, aber jetzt thut ers für sich und seine Kinder; was er erwirbt, das bleibt ihm.

deutet: Weil wir zu viel Brot und Fleisch haben, darum müssen viele Millionen Menschen hungern; weil wir zu viel Schuhe haben, müssen die Armeren im Winter barfuß oder in zerrissenem und geflicktem Schuhwerk gehen; weil wir zu viel Kleider haben, müssen sich Unzählige in Lumpen hüllen; weil zu viel gebaut wird, müssen die Strafrichter tagtäglich einige hundert Personen wegen Obdachlosigkeit verurteilen; weil zu viel Spielwaren vorhanden sind, müssen viele tausend Kinder in der Fabrik arbeiten u. s. w. Hat man, so lange die Welt steht, etwas Dümmeres und zugleich Komischeres gesehen? Müssen wir nicht den Bewohnern eines klügeren Planeten vorkommen wie eine Herde Enten, die mit kläglichem Geschrei vor dem jagenden Hunde herwatscheln, anstatt links ab in den gleich daneben fließenden Bach zu plumpfen, oder wie ein Schwarm unverständiger Kinder, die einander in dem engen Zugang zu einem reichbesetzten Büffet zu Tode drücken? Wahrhaftig, wenn dieses Phantom der Überproduktion nicht eine ganze Welt von Trauerspielen, von Schrecken und Elend einschloffe, man müßte sich darüber totlachen. Daß die Menschen vor tausend Jahren nach einer Mißernte Hungers starben, weil sie eben weder daheim Korn noch die Mittel hatten, sich welches von außerhalb zu verschaffen, versteht jedermann; aber daß der Reichtum der Gesamtheit den Einzelnen zum darben verurteilen, und daß diese Verkehrtheit ein unantastbarer Idealzustand sein soll, das verstehe, wer da will! Das letzte Wort der Volkswirtschaft, sagt Rodbertus, wird doch wohl nicht: *Arbeite und entbehre!* sein, sondern: *Arbeite und genieße!*

Wenn wir den ängstlich behüteten gegenwärtigen Zustand mit einigen flüchtigen Linien zeichnen, so geschieht das natürlich nicht, um gegen das Kapital zu hegen. Auch der Verfasser dieser Zeilen besitzt einen kleinen Sparpfennig und strebt ihn zu vergrößern; selbst der verbissenste Sozialdemokrat sehnt sich nach einem Kapitälen, und kein vernünftiger Mensch denkt daran, die Besitzer großer Kapitalien für den gegenwärtigen Zustand verantwortlich zu machen, der im Laufe der Jahrhunderte auf ganz natürlichem Wege entstanden ist, und an dessen Herbeiführung und Aufrechterhaltung die Kleinen ebenso eifrig gearbeitet haben wie die Großen, beide unbewußt. Wir zeichnen diesen Zustand in derselben Meinung, wie ein kranker Arzt an seinem eignen Leibe die Diagnose übt.

Bei der herrschenden „kapitalistischen“ Betriebsweise gelangt fast kein Arbeitender in den vollen Besitz seines Arbeitsertrages. Ein Teil davon wird ihm in Gestalt von Kapitalzins und Bodenrente vorenthalten. „Bei jedem Mittag- und Abendessen — sagte neulich eine Bauersfrau — ist unser Hypothekengläubiger mit aus unsrer Schüssel.“ Von allen den verschiedenen Besitzern, die ihr sogenanntes Kapital zur Produktion eines Gegenstandes hergeben, zieht sich auf den verschiedenen Produktionsstufen (Kornbau, Kornhandel, Müllerei, Bäckerei; Waldwirtschaft, Holzhandel, Brettsäge, Tischlerei) jeder

seinen Zinsenanteil ab. Die Folge davon ist, daß die Mehrzahl der Arbeitenden in Dürftigkeit bleibt und sehr wenig verbrauchen kann, jedenfalls weit weniger, als sie zu verbrauchen Lust hätte und fähig wäre. Dazu kommt noch jene abscheuliche Lehre der englischen Nationalökonomien, daß sich das Einkommen der „Arbeiter“ (wer sind diese Arbeiter? gehört der Handwerksmeister, der Bauer und der Beamte auch dazu?) niemals dauernd über das „Existenzminimum“ erheben könne, sodasß man es in abergläubischer Furcht schon für eine nationale Gefahr anzusehen gewöhnt ist, wenn sich die Fabrikarbeiter irgendwo ordentlich satt essen und Sonntags in guter Kleidung einhergehen. Da sich nun die Produktion notwendigerweise nach dem Absatz richten muß, die vielen Besitzlosen aber das, was sie brauchen, nicht kaufen können, so wird der Produktion unsrer Kulturstaaten ihr Maß weniger von den vierhundert Millionen bestimmt, die wenig oder nichts besitzen, als von den vier Millionen Wohlhabenden und Reichen. Da aber deren Aufnahmefähigkeit doch beschränkt ist und ihr Verbrauch selbst bei der größten Üppigkeit niemals den mangelnden Massenkonsum ersetzen kann, so erleiden wir aller Augenblicke eine Geschäftsstockung, Handelskrisis oder wie man das Ding sonst nennt. Das (fälschlich so genannte) „Kapital“ liegt bereit, aber niemand mag es, und der Zinsfuß sinkt. Die von Tag zu Tag sich glänzender entfaltende Maschinentchnik bietet die Mittel dar, mit der geringsten Menge von Menschenarbeit alle Gegenstände unsers Bedarfs zu verzehnfachen, aber man weist ihre Hilfe zurück und läßt die schon fertigen Maschinen still stehen, weil der Markt mit Waren vollgestopft ist. Kräftige Arme und geschickte Köpfe bieten zu tausenden ihre Arbeit an, aber man kann sie nicht brauchen. Kapitalisten und Baumeister teilen sich in den negativen Kapitalzins, der ihnen aus einem Häuserkrach erblüht, und lassen die Bauarbeiter feiern, und neben den leer stehenden Palästen und Mietkasernen kampiren hunderte von Familien bei Mutter Grün, die vom Wirte hinausgeworfen wurden, weil sie die Miete nicht bezahlen konnten, und die, wenn sie es überhaupt noch einmal zu einer sogenannten Wohnung bringen, höchstens ein menschenunwürdiges Kellerloch oder eine unheizbare Dachkammer beziehen werden. Hätten sie das erforderliche Geld, sich anständig einzurichten, so wäre allen vier Klassen geholfen: ihnen, den Kapitalisten, den Architekten und den Bauarbeitern. Die Erde spendet Nahrung in Fülle, und falls die in der Heimat gewachsene nicht zureicht, so bieten alle Erdteile uns ihre Erzeugnisse an, und Schiffe wie Dampfwagen stehen bereit, uns diese Erzeugnisse mit Windeseile herbeizuführen. Aber nicht genug, daß viele Arme kein Geld haben, die Zufuhr zu bezahlen, man läßt die Zufuhr gar nicht herein, weil man fürchtet, wir könnten noch ärmer werden, als wir ohnehin schon sind, wenn das Ausland uns mit seinen Schätzen überschüttete.

Von den harten Worten, mit denen Rodbertus die Ungerechtigkeit dieses Zustandes rügt, wollen wir keines anführen; aber seine Unvernunft müssen wir

doch noch mit einigen Worten hervorheben. Alles, so klagte vor einigen Monaten der „Ökonomist“ der kapitalistischen „Neuen Freien Presse,“ alles scheine sich gegen das Kapital verschworen zu haben: die Arbeiter, die Verhältnisse, die Fortschritte der Industrie, die Natur. Zwar würden zur Hebung des Kapitalzinses riesenhafte Anstrengungen gemacht; während man die Grundrente durch künstliche Verteuerung der Lebensmittel zu steigern suche, werde dem in der Industrie angelegten Kapital durch Kartelle der Großindustriellen und durch die ungeheuern Aufträge der europäischen Militärverwaltungen augenblicklich eine bessere Verzinsung gesichert. Allein es sei leicht einzusehen, daß diese gewaltsamen und künstlichen Mittel keine dauernde Hilfe bringen könnten; insbesondre sei schwer zu sagen, was man beginnen werde, nachdem alle die neuen Kanonen, Gewehre, Panzerplatten und sonstigen Ausrüstungsgegenstände geliefert sein würden, und den Diplomaten ihre verzweifeltsten Anstrengungen, Kriegsbesürchtungen zu erzeugen, nichts mehr nützen würden, weil ihnen in der ganzen Welt kein Mensch mehr glaube. Das zuletzt erwähnte Bedenken wurde, natürlich in bedeutend anderer Form, um dieselbe Zeit in einem Berichte des Sekretärs des Vereins für Bergbauinteressen ausgesprochen.

Nun, wenn es uns noch nicht ganz so schlimm ergeht, wie es uns gehen könnte, wenn das sogenannte Kapital noch nicht an der Behandlung gestorben ist, die seine Pflegeväter ihm angedeihen lassen, wenn sich der Zinsfuß in neuerer Zeit sogar wieder ein wenig erholt hat, so haben wir das hauptsächlich den Lohnaufbesserungen zu verdanken, die sich die Arbeiter erzwingen, und durch die sie sich konsumtionsfähiger machen. Es hat mich daher nicht im geringsten gewundert, als ich dieser Tage in den amtlichen Berichten der Gewerberäte las, daß das abgelaufene Jahr 1889, das Jahr der großen Streiks, für die Industrie günstiger verlaufen sei als seine Vorgänger. Was würde den Agrariern, den Inhabern der Bodenrente, der höchste Fleischpreis nützen, wenn die Volksmassen wegen zu niedrigen Verdienstes auf den Fleischgenuß verzichten müßten? Der kleine Beamte verzehrt auch nur mäßig große Lendenbraten, und was die vornehmen Herren neben Wild und Geflügel und die Damen mit Wespentaille zu bewältigen vermögen, ist gar nicht der Rede wert. Anstatt also die Hände überm Kopfe zusammenzuschlagen über die Ansprüche der Arbeiter, die zum zweiten Frühstück belegte Stullen verlangen, sollten die Herren Kapitalisten, Großfabrikanten wie Großgrundbesitzer, vielmehr Gott danken dafür, daß sie einen solchen Arbeiterstand haben. Wären die europäischen Völker so lammsgeduldig und unterwürfig aus Aberglauben, wie die Hindu, ließen sie sich alles gefallen, dann wären Bodenrente und Kapitalzins längst ein Märchen aus alten Zeiten geworden, und die Industrieaktien würden teils gar nicht vorhanden, teils Löschpapier sein.

Die englischen Großfabrikanten freilich haben Jahrzehnte hindurch gesagt — natürlich nicht laut, sondern nur inwendig — was kümmerts uns, wenn

unsre Arbeiter darben? Finden wir doch für unsre Waren Abnehmer genug im Auslande! Diese Zeit ist aber für England vorbei, und wir Festländer haben nicht zu erwarten, daß eine ähnliche für uns anbreche. So verwerflich die Praxis, sich auf Kosten einer hungernden heimischen Arbeiterbevölkerung durch Absatz im Auslande zu bereichern, vom sittlichen und vom patriotischen Standpunkte aus sein mag, geschäftlich ist sie klug, so lange sie möglich ist. Aber seitdem sie unmöglich geworden ist, weil alle Völker exportiren, und der Auslands-handel statt des Charakters einseitiger Ausbeutung den des Güter-austausches angenommen hat, seitdem hat jene Praxis auch geschäftlich keinen Sinn mehr, und Landwirtschaft wie Industrie haben nur die Wahl, ob sie daheim eine kaufkräftige Bevölkerung aufkommen lassen oder die Produktion einstellen wollen.

In der jetzigen Maschinentchnik und in unsern vortrefflichen Verkehrs-anstalten sind — die hinreichende Bodenfläche vorausgesetzt — den Kultur-völkern die Bedingungen eines unbegrenzten Nationalreichtums gegeben. Und wie steht es damit? Wenn das französische Nationalvermögen unter alle Franzosen gleichmäßig verteilt würde — sagt ein bei Rodbertus angeführter Schriftsteller —, so wäre jeder Franzose gerade nur ein Lump. Auf welchen Titel der Durchschnittsdeutsche Anspruch hat, mögen sich die Leser aus der Klassensteuerstatistik selbst berechnen.

Unsre Gesellschaftsordnung muß also fehlerhaft sein, und diese Fehler müssen sich in der Theorie jener Ordnung, in der Lehre des Adam Smith, nachweisen lassen. In der That haben die sozialistischen Volkswirtschaftslehrer, Männer wie Rodbertus, Schäffle, Brentano, Adolf Wagner, schon längst die Fehler des Kapitalismus aufgedeckt und namentlich über die drei Begriffe Kapital, Arbeit und Produktion größere Klarheit verbreitet. Im folgenden gedenken wir zu zeigen, wie die bloße Verbreitung gereinigter volkswirtschaftlicher Begriffe und Grundsätze viele und große Übel unsers Erwerbslebens zu heilen vermöchte, ohne daß wir dadurch auf die abschüssige Bahn kommunistischer Experimente geraten und die Sicherheit des Privateigentums gefährden würden. Mit Berufungen auf Autoritäten werden wir sparsam sein; der fachkundige Leser sieht ohnehin, wo sich die Darstellung an die eine oder die andre der oben genannten anlehnt, und für den nichtfachkundigen hat es keinen Wert, zu wissen, wer dies oder das schon früher einmal gesagt hat.

Nach Smith hängen der Wohlstand eines Landes und das Wohlbefinden seiner Bewohner von seinem Kapitalreichtum ab; das Kapital aber entsteht durch Sparen. Sparsamkeit, meint er, sei sogar noch wichtiger als Gewerbefleiß, da die Gütererzeugung für sich allein niemals zur Kapitalbildung führen könne; denn diese bestehe in der Aufhäufung, in der Ansammlung der erzeugten Güter. Durch diese Vermischung des Geldkapitals mit dem Nationalvermögen hat Adam Smith eine Verwirrung angerichtet, die aus den Köpfen,

aus dem Erwerbsleben, aus den Staatsverwaltungen kaum mehr auszutreiben ist.

Das Vermögen eines Volkes, das man gewöhnlich sein Kapital nennt, besteht aus kultivirtem Boden, Nuzhölzern, Fruchtbäumen, Weinstöcken und andern perennirenden Nutzpflanzen, Gebäuden, Viehherden, Düngerbeständen, erschlossenen Erzadern und Kohlenlagern (nicht erschlossene können wohl einmal Vermögensbestandteile werden, sind es aber vorläufig so wenig wie Ödland und Sümpfe), Fabriken, Eisenbahnen, Straßen, Verkehrsanstalten aller Art, Maschinen und Werkzeugen, Wohlfahrtseinrichtungen, Kunstwerken, Büchern, Erziehungsanstalten, Sicherheitseinrichtungen, Gemeinde-, Staats- und Kirchenanstalten, und natürlich gehört auch deren Gesamtheit, gehören Gemeinde, Staat und Kirche selbst dazu. Nahrungsmittel und Kleider können nur dort zum Kapital gerechnet werden, wo sie zum Verkauf oder Wirtschaftsbetriebe aufgespeichert liegen: z. B. das Saatgetreide, das Korn auf dem Markte und in der Mühle, die Baumwolle in der Fabrik. Dagegen bilden Vorräte, die schon in den Verbrauch übergegangen sind, wie das Kleid am Leibe und das Mehl im Kasten der Hausfrau, nicht einen Bestandteil des Kapitals, sondern des Einkommens. Gold-, Silber-, Nickel- und Kupfermünzen bilden einen Teil des Nationalkapitals, weil sie Metallwert haben; daß ihre Gesamtheit selbst bei den geldreichsten Völkern nur einen winzigen Teil des Volksvermögens ausmacht und bei der Abschätzung des Wohlstandes kaum in Betracht kommt, ist seit 1870, wo viel über die Milliardenzahlung berichtet wurde, allgemein bekannt. Papiergeld, Banknoten, Staatsschuldscheine, Aktien, Hypotheken sind an sich nicht mehr wert als das dazu verwendete Papier, d. h. im Vergleich zum Vermögen eines Volkes so viel wie nichts. Ihr Wert ist nicht fürs Volk, sondern nur für den Inhaber vorhanden, dem sie den Anspruch auf eine gewisse Gütermasse gewähren. Verbrennt mir ein Hundertmarkschein, so habe ich zwar die Möglichkeit verloren, mir jenen Güteranteil zu verschaffen, der durch diesen Schein hätte erworben werden können, aber der Güteranteil selbst ist noch da; das Volk hat nichts als einige Quadrat Zoll Papier verloren. Nur bei ausländischen Papieren verhält sich die Sache anders. Werden solche vernichtet, so verliert unser Volk so viel, als der Inhaber mit jenen Papieren vom Vermögen eines andern Volkes in seine und mittelbar in seines Volkes Gewalt hätte bringen können. Alle die genannten Gegenstände nun, vom durchgepflügten Acker bis zum Baumwollenvorrat und dem Handwerkszeuge, haben lediglich dadurch Wert, daß einerseits auf ihre Herstellung menschliche Arbeit verwendet worden ist, und daß sie andererseits dem Menschen seine fernere Arbeit erleichtern, durch die er sich Gebrauchsgegenstände und Genußmittel (Einkommen) verschaffen will. Sie sind also sämtlich Werkzeuge, wenn sie auch gar nicht wie gewöhnlich so genannte Werkzeuge aussehen. Deshalb definiert Rodbertus das Kapital mit Recht als den Vorrat an Werkzeugen.

Wenn nun etwas in der Welt klar und unbestreitbar ist, so ist es die Wahrheit, daß das so verstandene Kapital nicht durch Sparen entsteht und niemals durch Sparen entstehen kann. Stellen wir uns die Produktion in ihren rohesten Anfängen vor. Ein Wilder, der von Baumfrüchten lebt, bricht sich einen Stab und giebt ihm eine solche Form, daß er sich sowohl zum Herunterschlagen von Früchten wie zum Herbeiziehen entfernter Äste eignet. Das ist sein erstes Werkzeug, sein erstes Kapital. Ist das durch Sparen entstanden? Offenbar nicht. Wie viel oder wie wenig er von den Früchten, die sein einziges Einkommen bilden, verzehrt, das hat mit der Zurichtung des Steckens gar nichts zu schaffen. Ganz so verhält es sich, wenn der Mensch später nicht mehr von Baumfrüchten, sondern vom Ertrage des Ackers lebt. Was ihn reicher macht, das ist nicht ein ersparter Kornvorrat, sondern die Verbesserung und Vermehrung seines Ackergeräts und seines kultivierten Bodens, seine Arbeit. Nur mit Beziehung auf die Zeit kann hierbei das Wort sparen angewendet werden. So lange der Grundbesitzer seine ganze Zeit auf die Erzeugung seiner Lebensmittel verwendet, kann er sein Kapital nicht vergrößern. Erst wenn er täglich einige Stunden erübrigt, um Werkzeuge herzustellen und sein Produktionsgebiet zu erweitern, ist das möglich. Nur im Anfange des Ackerbaues kann das Sparen unter Umständen zur Kapitalbildung erforderlich sein; wenn nämlich die erste Ernte so gering ausfällt, daß der Bauer hungern muß, um das Saatgetreide zu erübrigen. Rodbertus will indes die Bezeichnung Sparen für solches freiwilliges Entbehren nicht gelten lassen, und jedenfalls hat diese Art des Sparens auf den spätern Stufen der Produktion keine Bedeutung mehr.

Was in aller Welt sollte denn heute gespart werden? Roggen, Vieh, Wein? Was würde das denn nützen? Das nicht verbrauchte Getreide würde verderben; verwendete man es aber zur Vergrößerung der Ausfaat, so würde die Erzeugung über den Bedarf nur die Wirkung haben, daß nächstes Jahr ein Teil der Ernte um so sicherer verfaule, wenn man nicht etwa den Überfluß aus Mangel an Lagerraum ins Wasser zu werfen genötigt wäre. Oder sollen Werkzeuge gespart werden? Das wäre erst recht Unsinn. Ein Tischler, der seine Hobel im Glasschrank verwahrte, ein Fabrikant, der mehr Maschinen aufstellte, als er braucht, eine Kreisverwaltung, die Chausseen baute und Tafeln mit der Inschrift davor stellte: „Darf nicht befahren werden,“ das wären noch närrischere Käuze als der Geizhals, der seine Zwanzigmarkstücke in einen Strumpf versteckt. Vorräte sind da, um verbraucht, Werkzeuge, um angewendet zu werden; gespart werden nur einzelne merkwürdige Stücke für Sammlungen.

Ein Verschwender schädigt zwar sich selbst, nicht aber das Nationalvermögen. Die Handschuhe, die er zerreißt, die Zigarren, die er raucht, der Wein, den er trinkt, alle diese Dinge sind zum Verbrauchen bestimmt; indem er einen an-

sehnlichen Teil davon vertilgt, erweist er den Erzeugern einen Dienst. Nur wenn er gleichzeitig ein Faulpelz oder unfähig oder beides ist, schädigt er das Nationalvermögen, indem er sich an der Produktion seines Volkes nicht beteiligt, also zur Vermehrung des Gütervorrates nichts beiträgt. Seine Familie allerdings schädigt er, wenn er welche hat, auch schon durch den übermäßigen Verbrauch für seine Person, der die Anteile seiner Verwandten am Gütergenuß verkürzt. Etwas ähnliches kommt bei armen Völkern vor; und arm waren im Beginn des Mittelalters alle Völker Europas. Darum hatte damals die Askese einen guten Sinn. Sie vermehrte den Wohlstand nicht, aber sie verringerte das auf den Ärmern lastende Maß der Entbehrung. Die Nahrungsmittelmenge, die in den langen Fastenzeiten von den Reichern erübrigt wurde, kam den Ärmern zu gute. Das Verbot der Fleischspeisen an gewissen Tagen mehrte sogar das Volksvermögen, indem es zur Fischzucht nötigte. Eine recht drastische Beleuchtung erfuhr die volkswirtschaftliche Bedeutung des Fastens noch vor neunzig Jahren einmal. Suworoff stand mit seinem Heere in Süddeutschland und verursachte in der schon ausgezogenen Gegend einen empfindlichen Mangel. Die Ortsbehörden klagten ihm ihre Not. O, sagte er, dem wollen wir bald abhelfen. Er verordnete seinen Kerks ein dreitägiges Fasten und Beten, und in diesen drei Tagen erholte sich der Getreidemarkt wieder.

Heute hat das, im großen und ganzen wenigstens, keinen Sinn mehr. Der verbesserte Ackerbau erzeugt so viel Nahrungsmittel, und der Mangel übervölkter Länder kann durch den Überschuß der untervölkerten so leicht ausgeglichen werden, daß es nicht der rasche Verbrauch, sondern das Liegenbleiben der unverkauften Getreidevorräte ist, was die Landwirte aller Länder wie den Tod fürchten. Im einzelnen freilich behält das asketische Sparen leider noch seine Berechtigung. In tausenden von armen Familien hungern die Eltern, damit sich die Kinder satt essen können, oder hungern die Kinder den Eltern zuliebe, oder darben alle mit einander, die Entbehrung gleichmäßig untereinander verteilend. Daß aber dieses Hungern aus Liebe den Gütervorrat nicht vermehrt, liegt auf der Hand; im Gegenteil, indem es die Arbeitskraft schwächt, hemmt es die Gütererzeugung, die Kapitalbildung.

Was zum Teil durch Sparen entsteht (zum andern Teil durch Spekulation, Glücksfälle, Betrug u. s. w.), das ist der Kapitalbesitz. Wer sein Einkommen nicht verbraucht, der behält Geld übrig, mit dem er entweder das Landgut, d. h. das Kapital eines weniger sparsamen, oder weniger klugen, oder weniger glücklichen kauft, oder Wertpapiere erwirbt, die ihm das Anrecht auf die Nutznießung der Kapitalien andrer erteilen. Diese andern sind jetzt bloß noch scheinbar Besitzer ihres Kapitals; in Wirklichkeit gehört ihnen nur so viel davon, als dem Gläubiger noch nicht verschrieben ist. Die ganze Arbeit, die zur Nutzbarmachung des Kapitals erforderlich ist, müssen sie nach wie vor verrichten, aber vom Ertrage dieser Arbeit müssen sie so viel abgeben,

als der Zinsherr zu fordern hat. Wollen wir, der Kürze wegen, den Kapitalbesitz Kapital nennen, also unter Nationalkapital die Summe aller Besitztitel verstehen, dann dürfen wir die Vermögensstücke selbst nicht mehr zum Kapital rechnen. Wir wollen es im Nachfolgenden so halten, wollen demnach die Gesamtheit aller Güter eines Volkes sein Vermögen, nicht sein Kapital nennen, und unter Kapital bloß die Summe der Wertpapiere und sonstigen Besitztitel verstehen. Das Metallgeld gehört beiden Massen an; mit seinem Metallwerte bildet es einen Teil des Nationalvermögens, durch seine Kaufkraft ist es für den jedesmaligen Besitzer ein Besitztitel, ein Mittel, gewisse Güter eines andern in seine Gewalt zu bringen.



Die antiken Sarkophage



ephästion war gestorben. Alexander rüstete in seinem Schmerz um den schönen Freund eine glänzende Leichenfeier. Zweihundert Fuß hoch erhob sich der Scheiterhaufen aus edeln und köstlichen Hölzern. Purpurgewänder, Goldschmuck und gestickte Teppiche umhüllten den Aufbau, und eine Fülle von Bildwerken stand auf den Vorsprüngen und auf der Höhe der Plattform, wo die Leiche aufgebahrt wurde. Mit der Asche des Toten sank der ganze Prachtbau in Flammen zusammen.

Wenige Monate später folgte der große König seinem Freunde in den Tod nach. Der widerliche Kampf um sein Erbe, wobei in seinem Sterbemergemach das Blut rieselte, wurde durch einen Ausgleich der Führer gestillt. Die Totenfeier einte noch einmal die innerlich schon entzweiten zu äußerer Gemeinschaft. Man legte die Königsleiche in einen goldnen Sarg, dazu wohlriechende Kräuter und Gewürze, um die Verwesung zu verzögern. Jahre lang dauerten dann noch die Vorbereitungen, ehe sich im Frühling 321 der glänzende Zug in Bewegung setzen konnte. Sein Ziel war Ägypten. Dort, in der von Alexander gegründeten Weltstadt Alexandria, sah man auch noch in der römischen Kaiserzeit das Grab des Macedonen, freilich nicht mehr mit jenem goldnen Sarkophag, sondern mit einem Sarkophag aus Glas.

Diese Nachrichten von dem Tode der beiden engverbundenen Freunde, die fern von der Heimat innerhalb Jahresfrist ins Grab sanken, sind Zeugnisse dafür, daß im alten Griechenland zwei Arten der Bestattung ohne jeden